

In Nürnberg begeistert Paul Abrahams jazzige Operette „Märchen im Grand-Hotel“

Tricks der Traumfabrik

Ein *Märchen im Grand-Hotel*, wie diese Operette überschrieben ist: Das würde heute genügend Personal und sinkende Energiepreise bedeuten und wäre vielleicht eher etwas für den Wirtschaftsteil als fürs Feuilleton. Und schon 1934, als Paul Abrahams „Jazz-Operette“ in Wien uraufgeführt wurde, waren die Zeiten fürs Beherbergungsgewerbe nicht besonders rosig. Für die vierte Operette des vor den Nazis zunächst nach Wien Geflüchteten, die jetzt am Staatstheater Nürnberg eraufgeführt wurde, verlegte man die Handlung deshalb in ein Grandhotel an der Côte d'Azur, wo sich der Kellner Albert (in Wirklichkeit Sohn des Hotelkettenbesizers) in die Exil-Infantin des spanischen Königshauses verknallt.

King Kong statt Löwe

Aber tatsächlich sind die beiden Akte der Lovestory nur der Plot eines Hollywoodfilms, mit dem die Universal Star Ltd. gegen MGM ankämpft, deren King Kong anstatt des brüllenden Löwen das neue Erfolgslogo der Traumfabrik ist – zumindest in Otto Pichlers Inszenierung und Choreografie. Der Monsterraffe sitzt beherrschend auf der Staatstheaterbühne und die reichlich zwei Stunden beginnen mit einem Affentanz. Den Affen kontert die Universal-Filmproduzentin Marylou mit einem Drehbuch nach der Idee eines Märchens im Grandhotel: mit Schmiss weist das am Ende in eine neue Zukunft Hollywoods. Der Film ist abgedreht, die spanische



Die junge Filmproduzentin Marylou (Anneke Brunekreeft) zeigt, mit welchem Stoff man Hollywood aufmischen und das Publikum auch heute noch begeistern kann.

FOTO: PEDRO MALINOWSKI

Prinzessin ist der aufstrebende Leinwandstar – und der letzte Affe auf der Bühne entpuppt sich als ihr Lover.

Das alles ist der Stoff für die Träume des Dreißigerjahre-Publi-

kums ebenso wie für die Leute von heute. Die Rekonstruktion von Paul Abrahams Originalpartitur changiert zwischen Wiener-Walzer-Melos und Big Band. Der schmissige Jazz mit der Staats-

philharmonie, die nur den halben Orchestergraben braucht und mit allerhand Tingeltangel besetzt ist, gelingt vorzüglich – besonders ist dies auch ein Verdienst des jungen zweiten Kapellmeisters an

der Nürnberger Oper, Sándor Károlyi.

Otto Pichler zeigt sich als versierter Regisseur, der keinen Notwitz bis zum pupsenden Kissen auslässt. Noch mehr beweist er

sich als Choreograf mit einem rasant agierenden Tanzensemble. Unterhaltsam eingebunden ist das Männerquartett „Close Harmonys“ in den Prosenzienslogen. Das Staatstheater hat sich aus hauseigenen sowie Künstlerinnen und Künstlern mit Stückvertrag ein harmonisches Ensemble zusammengestellt. Die weißen Federboas wedeln vor schwarzen Kostümen (die Ausstattung von Jan Freese und Falk Bauer ist opulent), um für Silvester und Karneval gewappnet zu sein. Falsch sind da die Perlen aus dem Tresor genauso wie der schmuckschlanke Kellner Albert (Jörn-Felix Alt), der Adelslist der elegant bestrapsten Infantin Isabella (Anne Martha Schultemaker), die sich um den richtigen Ton einer Diva bemüht und auch das vermeintliche Stubenmädchen aus Hollywood (Anneke Brunekreeft).

Ein paar Längen im zweiten Akt werden durch Glitzergeriesel aus dem Schnürröden aufgehübscht – und durch eine ganze Reihe von Abraham-Ohrwürmern.

Enttäuscht vom Misserfolg

Mag sein, dass man trotz der Strapsparaden das Opernhaus ein bisschen elegisch gestimmt verlässt und an das fürchterliche Schicksal Paul Abrahams denkt: Enttäuscht vom Misserfolg seiner Operetten-Jazz-Melange lebte er in Amerika, kehrte geisteskrank ins Nachkriegs-Deutschland zurück, starb vier Jahre später in Hamburg, wo er auch beerdigt wurde. > UWE MITSCHING

Hinreißende Dragshow in Bamberg

Klamauk mit Tiefgang

„Don't dream it. Be it“ – nicht träumen, sondern sein, also einfach Träume leben: eine Empfehlung der kultigen *Rocky Horror Picture Show*. Leichter gesagt als getan? Der Protagonist Casey in *The Legend of Georgia McBride*, von Leon Tölle auf der Bühne des Bamberger E. T. A. Hoffmann Theaters köstlich und künstlerisch hochwertig verkörpert, scheint sich an diesen Grundsatz



Schrill und erfolgreich: Daniel Seniuk als Dragqueen alias Casey.

FOTO: MARTIN KAUFHOLD

halten zu wollen. Unbekümmert betritt er jeden Abend die kleine, heruntergekommene Bühne einer abseitigen Stadt im US-amerikanischen Nirgendwo, um vor bis zu sieben Gästen den Elvis zu geben. Wird schon immer so weitergehen, denkt er.

Dem Theaterdirektor reichen die Einnahmen eines Tages jedoch nicht mehr und er muss Casey feuern. Da konfrontiert Jo, seine pragmatisch denkende Partnerin, ihren Traumtänzer mit der Realität: Sie haben beide kein Geld und sie ist schwanger. Casey macht sich trotzdem keine Gedanken. Angst scheint ihm, dem positiv eingestellten, lebensbejahenden jungen Mann gänzlich zu fehlen, im Ge-

gensatz zu vielen – auch gutsituierten – Mitmenschen heutzutage.

Casey will seinen Rauschschmiss nicht recht wahrhaben. Und tatsächlich gibt ihm sein ehemaliger Chef eine weitere Chance in seinem neuen Projekt „Drag show“: Casey tanzt und singt mit sehr großem Erfolg – auch beim Bamberger Publikum – als Dragqueen und verkörpert sich sogar ohne größeren Abstand zu seiner früheren Elvis-Rolle. Plötzlich strömt das Geld in Mengen, Jo sagt er, das seien Einnahmen aus einem Job an der Bar.

Das Publikum geht voll mit

Die Show ist so mitreißend – man muss einfach mitfeiern, manche im Publikum wollen auf den Sitzen tanzen. Ob Dragshows in Paris oder New York besser und weniger klamaukhaft inszeniert sind? Lopez lässt sein Stück vielleicht bewusst auf einer heruntergekommenen Provinzbühne spielen, um den nostalgischen Sehnsuchtschmerz nach der inzwischen untergegangenen „großen Welt“, wie sie einst von Elvis Presley, Zarah Leander, Hildegard Knef und großen Diven ausgestrahlt wurde, umso stärker aufbranden zu lassen.

Bei aller Heiterkeit kommt aber das Nachdenken nicht zu kurz: Es werden Konflikte aufgezeigt und es gibt Hinweise zur möglichen Versöhnung. Denn Jo hatte sich zunächst von Casey getrennt, weil er seinen neuen Job verheimlicht hatte. Welchen Stellenwert im Miteinander haben Leichtlebigen und Realitätssinn? Liebe kann schließlich alles zum Guten wenden. Am wunderbarsten lehrt uns das Verhalten des kapitalistischen Theaterdirektors, sensationell gespielt von Stephan Ullrich, dass es letztlich die Kunst ist, die das Leben der Menschen erfüllt, ihm Sinn gibt – und auch die Wirtschaft voranbringt. Eine ernsthafte Lehre in Zeiten dramatischer Sparmaßnahmen im Kulturbereich. > ANDREAS REUSS

„Die Früchte des Zorns“ am Münchner Volkstheater

Fürchtet die Empörung!

John Steinbecks 1939 veröffentlichter Roman *The Grapes of Wrath*, auf Deutsch *Früchte des Zorns*, ist fraglos der Stoff unserer Zeit: Endlose Krisen, Pandemie und hohe Inflation nagen an sozialen Frieden. Was aus diesem unheilvollen Gebräu werden kann, hatte die Welt vor rund 100 Jahren erlebt, ohne dass nachhaltige Lehren daraus gezogen würden. Nur so ist zu erklären, dass man sich mittlerweile in einem abgründigen Déjà-vu wähnt.

Für den Regisseur Max Lindemann kommt in der Bühnenfassung fürs Münchner Volkstheater der Klimawandel hinzu. In dieser Lesart ist das Schicksal der verarm-



Connie (Kjell Brutscheidt) flieht aus der Familie und lässt die schwangere Rose (Ruth Bohsung) sitzen.

FOTO: ARNO DECLAIR

ten Farmerfamilie Joad, die sich von Oklahoma nach Kalifornien aufmacht, auch die Geschichte von Klimaflüchtlingen. Die Dürre in ihrer Heimat sei menschengemacht, und das ist sie zweifellos. Aber bei Steinbeck ist sie das Ergebnis einer zynischen Wirtschaftspolitik. Deshalb fliehen die Joads sowie der ehemalige Prediger Jim Casy vor dem Hunger gegen Westen. Sie hoffen auf Arbeit und Nahrung.

In Kalifornien müssen sie mit ansehen, wie Großgrundbesitzer ihre Felder bewusst brachliegen lassen, um die Preise auf dem Markt zu steuern. Die „Okies“ selber, wie die mittellosen Farmarbeiter aus Oklahoma seinerzeit in Kalifornien verächtlich genannt

wurden, leiden Hunger, hangeln sich von Job zu Job, erkranken körperlich und psychisch, werden sozial ausgegrenzt.

Als Casy (Lorenz Hochhuth) zum Streik aufruft, wird er von bewaffneten Hilfstruppen der Großgrundbesitzer erschlagen. Tom Joad (Max Poerting), ein Sohn der Joads, tötet einen der Mörder impulsiv und muss flüchten. Währenddessen erleidet Tochter Rose (Ruth Bohsung) eine Totgeburt, nachdem ihr Partner Connie (Kjell Brutscheidt) der Misere zu entkommen versucht und sie sitzenlässt. Auch Sohn Al (Julian Gutmann) verlässt bald die Familie, und Onkel John (Alexandros Koutsoulis) flüchtet sich in Selbstmitleid und Alkohol. Selbst Vater und Mutter Joad (Lukas Darnstädt und Anne Stein) entfremden sich zusehends. Die Großmutter (Henriette Nagel) ist bereits auf der Flucht verstorben. Die Familie löst sich auf, und als die Winterflut hereinbricht, sehen sie alle dem Tod entgegen.

Zu wenig Spiel

Das Stück endet offen. Als der Roman 1939 erschien, war die Empörung groß; in manchen Gegenden der USA wurde das Buch verboten und man verbrannte Exemplare. Gleichzeitig steigerte sich der Widerstand unter den Ausgebeuteten.

Für die Inszenierung am Volkstheater haben Marlene Lockemann und Eleonore Carrière eine realistische Bühne entworfen. Es wird viel geredet, aber wenig gespielt. Über weite Strecken gleicht das Stück einer szenischen Lesung, wobei die Musik von Sonja Deffner die Betroffenheitsästhetik steigert. Das trägt keine dreieinhalb Stunden mit Pause. Erst in der zweiten Hälfte erwächst eine Ahnung von Theater.

Dafür aber bleibt am Ende eine Erkenntnis: Aus Hunger wird Empörung, und das ist toxisch für jede freiheitlich-demokratische Grundordnung. > MARCO FREI

Irrer Spaß mit Piraten am Münchner Gärtnerplatztheater

Rabatz in der Karibik

Beim Auftritt der Queen, die übergroß auf dem Thron sitzt, mit übergroßem Hund auf ihrem Schoß, gibt es kein Halten mehr. Das Gelächter im Publikum will nicht enden. Eine Schulklasse des Münchner Michaeli-Gymnasiums ist in der zweiten Vorstellung buchstäblich aus dem Häuschen. Für seine Neuinszenierung von *Die Piraten von Penzance* am Münchner Theater am Gärtnerplatz tat der Regisseur, Schauspieler, Choreograf und ehemalige Tänzer Adam Cooper genau das Richtige: Er schärft die ungehalten alberne Seite des britischen Humors in dem 1879 uraufgeführten Zweiakter von Arthur Sullivan. Mit der Bühne von Karl Fehring und Judith Leikauf wie auch den Kostümen von Birte Wallbaum entfesselt er einen phantasie- und liebevoll ausgestatteten, kurzweiligen Rausch.

Very british

Zu Beginn wird eine Seeschlacht in Miniatur zwischen Piraten und einer britischen Handelsfregatte auf die Bühne gestellt – samt Riesenkrake. Hier wird bereits der Showdown zwischen den Piraten und der britischen Oberklasse vorgegenommen. Doch die Piraten selbst sind britisch: Wenn die Gendarmerie ihr finales Ass aus dem Ärmel schüttelt, den Auftritt nämlich der Queen, lassen sie sich alle fast schon bereitwillig verhaften.

Bis dahin aber setzen Sullivan und sein Librettist William Schwenck Gilbert eine köstliche Geschichte vor. Den Untertitel des Werks, „Der Sklave der Pflicht“, muss man ernst nehmen, denn darauf zielt der Sozialklamauk ab. Der fescche Frederic (hinreißend: Matteo Ivan Rašić) feiert die Vollendung seines 21. Geburtstags und damit das Ende seiner Piratenlehrezeit. Der prächtig lebensfrohe Piratenkönig (Daniel Gutmann) möchte ihn in seine Bande aufnehmen. Doch der junge Mann strebt einen zivilisierten Beruf an und warnt, er werde sich womöglich ge-

gen die Piraten stellen müssen. Sie seien zudem schlechte Piraten, weil sie zu viel Mitleid mit Waisen hätten. Genau das nutzt auch der skurril-bizarre Generalmajor (Alexander Franzen) aus. Als er sein hübsches Mündel Mabel (großartig: Julia Sturzbaum) schützen möchte und seine Chancenlosigkeit erkennt, gibt er sich selber als Waisenkind aus. Bald schon wer-



Trotz Lehre hat Frederic (Matteo Ivan Rašić) hier mit Sigrid Hauser als Ruth) mit der Piraterie nichts am Hut.

FOTO: ANNA SCHNAUSS

den Mabel und Frederic ein Paar, obwohl auch das gar nicht mehr so junge Piratenmädchen Ruth (herrlich: Sigrid Hauser) auf den fescchen Jungpiraten steht.

Schnell wird klar: In diesem Opern-Rabatz wird jede Obrigkeit auf die Schippe genommen, auch die Polizei rund um den tragen Sergeant (Holger Ohlmann). Gleichzeitig galoppiert die Musik durch die Operngeschichte, um Walzer- und Operettenseligkeit genauso zu karikieren wie Rezitative, Arien oder Koloraturakrobatik.

Bei der zweiten Vorstellung stand nicht Anthony Bramall am Pult des Gärtnerplatzorchesters, sondern Andreas Partilla. Das Ergebnis war genauso stimmig. Das alles funktioniert, weil das Orchester stilistisch höchst agil agiert und das gesamte Ensemble die köstliche Inszenierung famos verleben-digt: ein toller Spaß für die ganze Familie. > MARCO FREI